

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 11.

Freitag, den 13. Januar 1905.

20. Jahrgang.

400. Geburtstag Joachims II.

Am 13. Januar sind es 400 Jahre, daß Joachim II., genannt Sektör, Kurfürst von Brandenburg, geboren wurde. Er hat bekanntlich die Reformen in der Mark eingeführt. In katholischer Gesinnung erzogen, trat er am 1. November 1539 in Spandau offen zur Reformation über. 1540 und 1541 nahm er an den Religionsgesprächen zu Torgau, Worms und Regensburg teil. Im Schmalkeldischen Krieg unterstützte er jedoch den Kaiser gegen die Protestanten und



nahm 1548 das Interim an. Ein glänzender Vertreter höfischen Ritterthums führte er eine Zeit lang den Oberfeld über das Reichsheer gegen die Türken, ohne sich besonders hervorzutun. Durch große Prüßluft gerüttelt, er die Finanzen des Staats vollständig. Joachim war 1524–1534 mit einer Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, danach mit Hedwig, Schwester Sigismunds II. von Polen, verheiratet.



Aus dem Leben eines Hofjahnartzes. Hofrath Alonzo S. Sylvester, der Hofjahnarzt des Kaisers, der vorgestern wie wir bereits mittheilten in Berlin Selbstmord verübt hat, scheint der B. Bzg. zufolge die That im Zustande einer schweren geistigen Depression verübt zu haben. Schon geraume Zeit war der Glanz des Hofes Sylvester nicht mehr so hell und strahlend wie ehemals; seit der jübile Herr vor etwa zwei Jahren einen Schlaganfall erlitten hatte, fing — den Bemühenden zwar ganz unmerklich — der Ruhm an, etwas zu erblasen. Und als sein erster Assistent Dr. Watson ihn verließ, war es für den Sechzigjährigen der sich daran gewöhnt hatte, seine Praxis den bewährten Händen seines Assistenten zu überlassen, ein harter Schlag. Die Kaiserin, die sich weiter der Behandlung Watsons anvertraute, hatte er als Patientin verloren, und mit ihr ging ein großer Theil der Klientel fort. Der Kaiser blieb seinem Arzte treu, ebenso die Prinzen. Den äußeren Anstoß zu der geistigen Depression sollen erhebliche Verluste im Klub gewesen sein. Eine Version will nur von 50,000, andere Gerüchte von 100,000 A. und mehr wissen. Sicher ist nur, daß der Verlust sehr hoch gewesen sein muß, denn kleinere Summen wären für den Mann dem Millionen durch die Finger gelaufen, eine Lappalie gewesen. Mit der Ausführung der That muß sich Sylvester seit einiger Zeit beschäftigt haben, denn er gab seinem Diener vor etwa 14 Tagen seinen Revolver zum Reinigen; bei dieser Gelegenheit sollte auch die Waffe neu geladen werden. Der Mann, der stets mit dem Gelde überaus leicht umzugehen pflegte, war in letzter Zeit sparsam geworden; aus diesem Grunde hatte er auch seine Equipage abgekauft. Hofrath Sylvester sah, daß er sich einschränken mußte, und so hatte das Leben für ihn keinen Reiz mehr. Die einzige Tochter Sylvesters weilt zur Zeit in San Francisco; sie studiert an der dortigen Universität. Eine dem Verstorbenen und dessen Familie nahestehende Freundin hat es übernommen, die Beisetzung vorzubereiten.

Am Samstag findet die Verbrennung der Leiche in Hamburg statt. Bemerkenswert ist noch, wie wir weiter erfahren, daß Sylvester einen Brief hinterließ, in dem er die Anklagen mit seinem früheren Assistenten als den Hauptgrund seiner That hinstellte. Acht amerikanisch-mutter übrigens nachstehendes Telegramm der einzigen in San Francisco lebenden Tochter Sylvesters an, das heute an den Testamentsvollstrecker gelangte: „Viel Spaß und Interesse, Florence.“ (Warten Sie auf meine Interessen.)

Zum Fall Haffe. In der Angelegenheit des Landgerichtsdirektors Haffe macht ein Berichterstatter Mittheilungen, deren Wichtigkeit ihm von direkt beteiligter Seite verbürgt worden ist. Hiernach fiel vor etwa 2 Jahren der schon bejahrte Landgerichtsdirektor Haffe, damals Vorsitzender einer Strafkammer, in Breslau zuerst in die Reize dreier Expreßler, darunter der Hache, die einen ziemlich belanglosen Vorgang benutzten, um ihn schamlos auszunutzen. Der Landgerichtsdirektor suchte sich loszulassen; dies gelang ihm auch scheinbar, indem er den drei Ex-

preßlern zuerst 150 A. zahlte. Diese Summe betrachteten jedoch die Expreßler als Quittung, zumal sie sahen, daß der Landgerichtsdirektor ungemein ängstlich war. Es folgten Drohbriefe auf Drohbriefe und zwar nicht bloß aus Breslau, sondern auch aus Berlin, Hamburg, München, ja selbst aus dem Auslande, und zwar waren die Briefe sämtlich von Hache allein unterschrieben. Die beiden anderen Komplizen hatten sehr bald von der Expreßung abgelassen, ihre Persönlichkeiten sind auch bisher nicht festgestellt. Innerhalb der zwei Jahre hat Direktor Haffe nahezu 40,000 A. an Hache bezahlt. Am 27. Dezember trat wiederum bei Haffe ein Expreßerbrief ein. Haffe war bereits finanziell ruiniert, er beschloß daher, diesem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Er schrieb an Hache: er erwarte ihn am 29. Dezember in Berlin in der Behrenstraße an der Ecke der Hedwigskirche. Haffe hatte sich vorher einen Revolver gekauft in der Absicht, den Hache zu erschießen. Diese That hat er konnlich auch ausgeführt, und da er der Ansicht war, er habe Hache geschossen, begab er sich sofort zu der nächstgelegenen Polizeiwache in der Behrenstraße. Dieser Vorgang wurde zunächst der Öffentlichkeit verheimlicht, nur dem ältesten Sohn des Landgerichtsdirektors, Herrn Regierungsdirektor Dr. jur. Haffe in Breslau, wurde auf Bitten des Vaters von dem traurigen Vorfall Kenntniß gegeben. Hache, der von der Verhaftung Haffes keine Kenntniß hatte, fuhr sogleich nach Hamburg und richtete wiederum einen Expreßungsbrief an den Landgerichtsdirektor Haffe nach Breslau mit dem Ersuchen, das verlangte Geld postlagernd Hamburg zu schicken. Dieser Brief fiel dem Regierungsdirektor Haffe in die Hände. Letzterer benachrichtigte sogleich telegraphisch die Berliner Kriminalpolizei; diese telegraphisch sofort an das Postamt in Hamburg, den Nachfrager festnehmen zu lassen und sandte den Kriminalkommissar v. Treßow und den Kriminalhauptmann Tiep nach Hamburg. Hache sitzt noch in Hamburg. Charakteristisch ist, daß etwa zwei Stunden nach der Verhaftung des Hache eine größere Summe an ihn postlagernd aus London eintraf, die zweifellos ebenfalls von einem seiner Opfer herrührte. Das ursprüngliche Delikt, die Erregung eines öffentlichen Vergewissens, ist verjährt. — Gegen Haffe wird nunmehr in Berlin die Voruntersuchung wegen versuchten Mordes geführt. In dieser Untersuchung wird der Geisteszustand Haffes eingehend geprüft werden.

Der Fiskus muß zahlen. Man meldet uns aus Speyer, 11. Januar: Im Mai verunglückte auf dem hiesigen Bahnhöfchen eine Hochzeitsgesellschaft, wobei fünf Personen den Tod fanden. Durch Reichsgerichtsentcheid wurde nun die Pfalzbahn endgültig verurtheilt, für jeden der Getödteten 27000 A. Entschädigung an die Hinterbliebenen zu zahlen.

Mordversuch. In Speyer verübte der Schornsteinfeger Febr gestern einen Mordversuch auf seine Frau. Diese wurde durch einen Schuß in die Lunge tödlich verletzt. Der Thäter ist flüchtig.

Aus Rache. Man meldet uns aus Hamburg, 11. Januar: Heute früh kurz nach 8 Uhr wurde der Wägrige Inhaber einer Schreibstube, Rendsburg, auf der Straße von einem jungen Manne durch vier Revolvergeschosse getödtet. Der Thäter stellte sich sofort nach dem Mord der Polizei. Ueber die Motive der That konnte bestimmt nicht ermittelt werden, doch nimmt man an, daß der Mörder als Schreiber bei dem Erschossenen angestellt war und sich für seine Entlassung rächen wollte.

Bei einem Zusammenstoß der elektrischen Straßenbahn mit einem Spediteurwagen in Erfurt wurde der Bahnführer verletzt, der Motorwagen zertrümmert und ein Pferd getödtet.

Der Raub der Straßenbahn. Gestern wurde der Arbeiter Emil Tschirner unter dem Verdacht, den Raubmord an der Witwe Sinnig verübt zu haben, verhaftet.

Ueberrückiger Dampfer. Das Berl. Tagbl. meldet aus Travemünde: Große Besorgniß herrscht wegen des Ausbleibens des Kopenhagener Postdampfers „Rajada“. Man fürchtet, daß er das Opfer des Unwetters geworden ist.

Flüchtig. Man meldet uns aus Wien, 11. Januar: Der Bau-Unternehmer und Ingenieur Robert Freiberger von Morpurgo ist mit Hinterlassung von circa einer halben Million Kronen Schulden verschwunden. Er soll in Begleitung seiner Geliebten sich nach Amerika begeben haben.



Aus der Umgegend.

© Hochheim, 11. Januar. Heute Mittag fand die Beisetzung der Leiche der verstorbenen Frau Karl Burgeß Witwe, welche längere Zeit in Wiesbaden gewohnt hatte, in der Familiengruft auf hiesigem Friedhofe statt. Kurz vor 12 Uhr trafen die hiesigen Vereine vor dem Portal der evangelischen Kirche mit ihren Fahnen ein, um der hier im besten Andenken bleibenden Frau das letzte Geleit zu geben. Um 12 Uhr begann nun die kirchliche Feier unter Mitwirkung des Gesangsvereins Harmonie und des evangelischen Kirchenchors. Die Gedächtnisrede hielt Herr Wfr. Korthauer. Auf dem Wege zum Friedhofe spielte die Kapelle des 1. Kass. Feldartillerie-Regiments 27 Truenerchorale. Nachdem sich eine große Menschenmenge angesammelt hatte, wurde durch die Polizeibehörde, sowie die Mitglieder der freiwilligen Feuerwehr und der hiesigen Sanitätskolonne, welche in lebenswärtiger Weise für Aufrechterhaltung der Ordnung Sorge trugen, jede Ausbreitung seitens der Menge verhindert. Auch auf dem Friedhofe selbst ging alles in der größten Ordnung her. An dem Leichenbegängnis beteiligten sich nach der Landrath und die Stadt Rörperschaften; galt es doch die Bestattung einer der größten Wohltäterinnen Hochheims.

§. Eltsville, 11. Januar. Gestern Abend lief der von Köln kommende D-Bug Nr. 50 um 6.30 Uhr mit beschädigtem Radwagen ein. Bei der zwischen Rüdesheim und Eltsville erfolgten Kreuzung mit dem nach Köln fahrenden Schnellzug Nr. 55 war die aufsteigende Thür des Radwagens von dem Schnellzug erfasst und zertrümmert worden. Trotz der erheblichen Beschädigung konnte der Wagen die Fahrt nach Frankfurt fortsetzen.

§. Wintel, 11. Januar. Nächsten Samstag, 14. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, läßt der hiesige Gewerbeverein einen Vortrag von Herrn Realgymnasiallehrer Kahl aus Darmstadt abhalten: „Der obligatorische Befähigungsnachweis und die Erweiterung der Rechte des Meistertitels“. Da diese vielumstrittene Frage von ganz besonderer Wichtigkeit für die Handwerker ist und sich dieser Vortrag aus dem Grunde dieses beliebten Redners zu einem sehr interessanten gestalten dürfte, werden die Mitglieder um recht zahlreiches Erscheinen gebeten. Auch Nichtmitglieder haben zu diesem Vortrag freien Zutritt. — In den letzten Tagen wurde hier von den Weinachverständigen Herren Saueressig und Brandtscheidt aus Wiesbaden eine Revision der lagern den Weine unter Zugiehung der hies. Polizeibehörde vorgenommen. Sämtliche untersuchte Weine wurden als dem Gesehe entsprechenden, gute bis sehr gute, theilweise als hochfeine Weine bezeichnet.

§. Rüdesheim, 12. Januar. Der preussische Staat fordert für 1905 zur Verbesserung des rechtsseitigen Fahrwassers unterhalb Rüdesheim eine erste Rate von 24,600 A.

§. Zorhausen, 12. Januar. Die Kgl. Preuss. und Großh. Hess. Eisenbahndirektion Mainz verbißt sich den Dank des Publikums, indem sie in den Bahnhöfen überall Verbesserungen anstrebt. So wurden im Frühjahr v. J. auf dem hiesigen Bahnhof Gartendämme aufgestellt und jetzt wurde in dem Vorplatz des Bahnhofgebäudes, gerade über dem Fahrkartenschalter eine Wanduhr angebracht. Beide Annehmungen wurden schon längst als dringendes Bedürfnis empfunden. Der Anblick des Bahnhofes an das städt. Electricitätswerk soll für dieses Frühjahr in Aussicht genommen sein.

— Raststätten, 11. Januar. Das hiesige Standesamt verzeichnete im vergangenen Jahre 56 Geburten, 13 Verheirathungen und 45 Sterbefälle gegen 55 Geburten, 15 Verheirathungen und 24 Sterbefälle im Jahre 1903. — Am 9. Januar hat der Unterricht für die Kinder, welche zu Pfingsten konfirmirt werden, in der evangelischen Gemeinde begonnen. An demselben nehmen Theil 7 Knaben und 14 Mädchen; darunter befinden sich von Auswärts 4 Schüler und zwar 3 Mädchen und ein Knabe aus dem Nachbarort Buch. Der Unterricht für die Kinder der katholischen Gemeinde, die zu Ostern zur ersten heil. Kommunion geben, beginnt voraussichtlich erst nach Aschermittwoch. Aus Raststätten nehmen Theil 7 Knaben und 5 Mädchen, aus Buch 2 Knaben und 2 Mädchen, aus Weitenborn 1 Mädchen, aus Zorhausen 2 Knaben.

§. Limburg, 11. Januar. Anstelle des zum 1. April d. J. von hier nach Kreuznach versetzten Regierungs- und Bauverwaltungsamts ist Eisenbahndirektor Geilke von Rastatt als Vorstand an die hiesige Kgl. Eisenbahnbetriebsinspektion versetzt. — Metzgermeister Baugh verkauft sein an der Frankfurterstraße, nahe dem Bahnhof gelegenes Wohn- und Geschäftshaus an den Tapezierermeister Rudolph Seibel für 53,000 A. Ersterer übernahm dagegen das Seibelsche Haus für 6000 A. Nach der kirchlichen Statistik zählt in Limburg die evang. Kirchengemeinde zur Zeit ca. 2550 Personen. Hiervon waren bei dem am letzten Sonntag stattgefundenen kirchlichen Wahlen wahlberechtigt 693 Personen. Gewählt wurden in den Kirchenvorstand Rechnungsath Andreas, Emil Köhl, Steuerrentant a. D. Jung, Justizrath Rahl, G. W. Wagner, Heinrich Wagner. — Gegenwärtig existiren hier 200 gemischte Ehen. — Infolge vorgekommener Tollwuthfälle bei Hunden ist im hiesigen Kreis die verschärfte Hundbesteuerung angeordnet worden. — In Mansfelden wurde vor dem Erschießen eines tollen Hundes der Sattler Winter von dem Thier gebissen. Der Genannte wurde in dem Pasteurischen Institut in Berlin Schutzimpfung nachsuchen.

Malztropon

wirksamstes Kraftpulver

Erhältlich in Apoth. u. Drug. à M. L., N. 240, M. 450.

Rheinisch-Westf.

Handels- und Schreib-Lehr-Anstalt,

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründl. Ausbildung für den kaufm. Beruf
Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz,
Stenographie, Maschinen- und Schreibrufen.
Tag- und Abendkurs.
Prospekte gratis und franko. 6397

Emaillier-Firmenschilder

liefert in jeder Größe als Spezialität

3803

Wiesbadener Emaillier-Werk, Haner-
gasse 3.

Maggi's Erzeugnisse

Man achte genau auf den Namen „Maggi“.



Maggi's Würste
gibt in Suppen,
Saucen, Gemüsen u. s. w.
ausgezeichneten Geschmack
und leichtes
Verdauungsmittel.
Sehr ausgiebig: deshalb sparsam verwenden.
934/114



MAGGI's Suppen
Schatzmarke
Kreuzstern
geben in kürzester Zeit, nur mit Wasser
gekocht, vorzügliche, kräftige Suppen.
Ein Würfel für 2 gute Teller 10 Pfg.



Bouillon-Kapseln

1 Tasse Fleischbrühe für 5 Pfg.
1 Tasse Krautbrühe für 7 1/2 Pfg.
In Assolet zu 10 bzw. 15 Pfg.
für je 2 getrennte Portionen.



Nr. 11.

Freitag, den 13. Januar 1905.

20. Jahrgang

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Seitwärts lagen die Stallungen und Oekonomiegebäude, hie und da auf den Wiesen weideten zahlreiche Viehherden — ach, es war ein herrliches Besitztum, der alte Herr lachte vor sich hin bei dem Gedanken, daß dies alles einmal seinem Sohne gehören werde.

„Die Ernte ist wohl gut ausgefallen, Josef?“ fragte er den Kutscher.

„Ich denke: ja!“ lautete die lakonische Antwort.

„Ist der Verwalter wieder nicht zufrieden?“

„Wenns vom Himmel Goldstücke regnete, würde er nicht zufrieden sein“ lachte der Kutscher. „Unser Herrgott kann es eben nicht allen recht machen, Herr Notar.“

„Sehr wahr“, nickte der alte Herr. „Was macht der alte Martin?“

„Unser Förster Großberg? Was soll er machen? Er hat ein bequemes Leben und wird immer schweigsamer.“

„Es gab einmal eine Zeit, in der er auf den gnädigen Herrn nicht gut zu sprechen war“, sagte der Notar, „ist das noch immer so?“

„Ich habe nie etwas davon erfahren“, sagte Josef gleichmütig, und da er dem alten Herrn den Rücken wandte, so sah dieser das böshafte Lächeln nicht, das die Lippen des Sprechenden umzuckte, „wir verkehren nicht viel miteinander.“

„Seine Tochter ist wohl jetzt wieder bei ihm?“

„Ja, seit einem halben Jahre, sie ist in der Stadt eine feine Dame geworden.“

„Das läßt sich denken“, spottete der Notar, „aber ob ihr die städtische Bildung zum Heile gereicht, das ist eine andere Frage. Sie muß sehr schön sein, nicht wahr?“

„O ja, ein schönes Mädchen, man sieht sie selten; dann und wann Sonntags in der Kirche, zum Tanz kommt sie nie. Sie hat aus der Stadt ein Klavier und einen ganzen Schrank voll Bücher mitgebracht an ein solches Fräulein wagen unsere Burgen sich nicht so leicht heran.“

Der Wagen bog in die Allee ein, die von der Landstraße zum Herrenhause führte; der Notar schwieg, sein Blick ruhte gedankenvoll auf der einfachen, aber sehr vornehmen Fassade des großen, stattlichen Gebäudes.

Wenn dort auf der weiten, mit üppigen Pflanzen geschmückten Freitreppe einmal sein Sohn in der schimmernden, Orden überfüllten Uniform eines Generals stand!

Der alte Mann mußte die Augen schließen, das Bild blendete ihn. Es war nur ein Lustschloß, aber er vertraute darauf, daß es auf einem soliden Fundamente ruhte.

Der Wagen hielt, ein alter Diener in schwarzer Livree erschien auf der Treppe, um den Gast zu empfangen.

„Sie werden erwartet, Herr Justitiar“, sagte er ruhig, als der Notar vor ihm stand, „der gnädige Herr hat bereits mehrmals gefragt, ob Sie noch nicht angekommen seien.“

„Thut mir leid, Jakob“, erwiderte der Notar mit herablassender Freundlichkeit, „ich kann nicht immer sofort zur Verfügung stehen. Ist ein Couvert für mich aufgelegt?“

„Es soll gleich besorgt werden.“

„Schön, schön, sagen Sie der Köchin, sie möge die Sauce etwas kräftiger zubereiten. Dann achten Sie auch auf den Burgunder, alter Freund, er war zu kalt als ich zuletzt hier speiste.“

Sie waren in das Haus hineingegangen, der Notar warf einen flüchtigen Blick auf die dunklen Ahnenbilder und Marmorbüsten, die den weiten Saal schmückten, dann trat er in das Arbeitszimmer des Barons, dessen Thüre der alte Kammerdiener geöffnet hatte.

Baron Kurt von Darboren kam ihm in sichtlicher Aufregung entgegen. Die eng anliegende Toppe, die der Baron trug, ließ die hohe, hagere Gestalt noch größer erscheinen, hart und scharf waren die Züge des schmalen Gesichts, von dem ein langer, bereits ergrauter Bart, der das Kinn frei ließ, auf die Brust niederwallte.

In den stahlgrauen Augen, die buschige Brauen überschatteten, lag ein stehender Ausdruck, der Zug, der die scharfgeschnittenen Mundwinkel umzuckte, verrieth unerschütterliche Entschlossenheit einem eisernen Willen, der vor keiner Schwierigkeit, keinem Hinderniß zurückschob.

„Endlich!“ sagte er mit einer scharfen, unangenehmen Stimme, „Sie haben mich lange warten lassen, Herr Notar! Die aufregende Nachricht, die ich Ihnen danke, hätte Sie zu größerer Eile anspornen müssen!“

Der Notar hatte sich neben dem massiven Schreibtisch in einem Sessel niedergelassen, er nahm seine Brille ab, und reinigte die Gläser.

„Wäre ich sofort Ihrer Aufforderung gefolgt, so würde ich die interessante Unterredung mit dem Rechtsanwalt der Frau Baronin versäumt haben“, erwiderte er ironisch, „nun aber wissen wir bereits, welche Forderungen die Gegenpartei stellt.“

Der Baron hatte die Hände auf den Rücken gelegt, er wanderte rastlos auf und nieder.

„Natürlich ist der Advokat Steinfelder dieser Rechtsanwalt?“ fragte er mit schneidendem Blicke, vor Born und Aerger nur zu deutlich durchblinden ließ. „Ich begreife nicht, daß meine Schwägerin aus der Anstalt ohne meine ausdrückliche Genehmigung entlassen werden konnte! Bin ich nicht ihr gesetzlicher Vormund? Bin ich außerdem nicht das Haupt der Familie? Darauf hätte Doktor Graumann sich berufen und die Entlassung ohne meine Genehmigung verweigern müssen!“

Der Notar schob die Brille wieder auf die Nase, holte die Tasche aus seiner Tasche und wiegte mit einem bedeutungsvollen Lächeln das kahle Haupt.

„Niemand hat das Recht, eine gesunde Person in eine Irrenanstalt einzusperren“, erwiderte er, „Doktor Steinfelder aber war als Bruder der Patientin berechtigt, eine sofortige gerichtliche Untersuchung zu beantragen, und ich verdanke es dem Dr. Graumann nicht, daß er durch die Entlassung der Baronin dieser Gefahr aus dem Wege ging. Ein Vorwurf kann ihn nicht treffen, er hat correct gehandelt und dadurch auch uns vor einem unangenehmen Prozeß bewahrt. Die Baronin verlangt nun all-

dings, daß Sie Haus Eichenhorst räumen, aber zwischen Forderungen und Gewähren liegt noch eine weite Kluft!

„Sie hat alle ihre Rechte und Ansprüche an mich abgetreten!“ warf der Baron ein.

„Verzeihen Sie, dieser Akt kann angefochten und ungültig erklärt werden; Doktor Steinfeld hat mich darauf aufmerksam gemacht, und ich muß seinen Protest als begründet anerkennen. Die Baronin hat den Akt an demselben Tage unterzeichnet, an dem sie ins Irrenhaus gebracht wurde, sie war also im Augenblick der Unterzeichnung nicht mehr zurechnungsfähig, soweit ist der Akt selbst ungültig. Wird das vor Gericht geltend gemacht, so muß der Richter in diesem Sinne entscheiden; wir läßt er uns seinem Spruch unterwerfen, wenn wir den Irrsinn der Baronin nicht in Abrede stellen wollen. Wir berufen uns darauf, daß die gnädige Frau gerichtlich interdictiert ist; wird von der anderen Seite Aufhebung der Interdiction verlangt, so werden wir Beweise und Zeugen genug finden, um diesen Antrag zu bekämpfen.“

Der Baron war stehen geblieben, sein Blick ruhte brennend auf dem alten Herrn, der mit der größten Gemüthsruhe eine Briefe nahm.

„Und wenn nun dieser Antrag der Gegenpartei dennoch durchdringt,“ fragte er.

„Um, es ist nicht wohl denkbar, aber immerhin möglich. Wie dem auch sein mag, in jedem Falle bleiben Sie nach den Bestimmungen des Familienstatuts der Verwalter des Majorats.“

„Bis der Erbe das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt hat?“

„So ist es, und da außerdem der Erbe verschollen ist, so haben Sie vorderhand noch keine Veranlassung zu Besorgnissen. Haben Sie die Baronin ein, ihre Gemächer in diesem Hause wieder zu beziehen?“

„Um keinen Preis!“ brauste der Baron auf.

„Doch glaube ich nicht, daß sie dieser Einladung Folge leisten wird. Sie haben aber dann bewiesen, daß Sie nicht die Absicht hegen, die Rechte Ihrer Schwägerin zu schmälern.“

„Können Sie meine Schwägerin noch nicht besser, daß Sie glauben können, sie werde meine Einladung ablehnen?“ erwiderte der Baron mit steigender Erregung. „Sie fürchtet mich nicht mehr, seitdem ihr Bruder als ihr Beschützer ihr zur Seite steht, mit ihrem Haß aber wird sie mir das Leben hier zur Hölle machen. Unter den alten Dienern hier befinden sich noch einige, die ihr treu ergeben sind, ich kann die Leute nicht ohne Grund entlassen.“

„Diesen Grund werden Sie finden, sobald die tolle Baronin hier wohnt. Haben wir den Feind in der Nähe, so können wir ihn beobachten und seine Pläne durchkreuzen, ergebene Diener lassen sich finden, mit Geld kann man alles erzwingen.“

Der Baron stand in Nachdenken versunken.

„Unter dem ganzen Personal sind nur zwei, auf die ich mich mit voller Sicherheit verlassen kann,“ sagte er, „mein Verwalter und die Kammerjose meiner Tochter.“

„Jakob nicht?“

„Er schwagt zu viel von der tollen Baronin und dem verschollenen Erben.“

„So entlassen Sie ihn, geben Sie ihm eine kleine Pension“, sagte der Notar.

„Ich kann mich nur schwer von ihm trennen, denn er ist treu und zuverlässig. Und ich sage Ihnen noch einmal, ich mag mit meiner Schwägerin hier nicht zusammenleben. Sie müssen ihren dahingehenden Ansprüchen mit aller Energie entgegen treten. Ich will lieber ihre Jahresrente erhöhen, vorausgesetzt, daß sie sich verpflichtet, mich in Ruhe zu lassen. Was will sie auch hier? Angenehm kann ihr der Aufenthalt hier nicht sein, und Rechte darf sie nicht beanspruchen, wenn ihr Sohn nicht zurückkommt! Will sie aber auf dem Prozeßwege ihre Rechte geltend machen, dann, das mögen Sie ihr auch sagen, soll sie in mir einen rücksichtslosen, unerbittlichen Gegner finden.“

Der Notar blätterte in seinen Akten, er warf dann und wann über ihren Rand hinüber einen lauernden Blick auf den Baron, der seine Zimmerpromenade wieder aufgenommen hatte.

„Doktor Steinfeld hat mir allerdings mit dem Prozeß gebroht“, sagte er, „aber ich glaube nicht, daß er ihn beginnen wird. Thäte er es, so würde er mich gerüstet finden. Er hat mir ferner erklärt, daß er öffentlich den verschollenen Erben auf fordern werde hierher zurückzuführen; sollte diese Aufforderung Erfolg haben, so wird unsere Lage allerdings schwieriger.“

Wieder blieb der Baron stehen, wieder ruhte sein glühender Blick voll banger Erwartung auf dem kalten Haupte des Notars.

„Fürchten Sie, daß er wirklich zurückkehren wird?“ fragte er.

„Möglich ist es immerhin; indessen geben uns auch dann noch einige Bestimmungen im Familienstatut Waffen gegen ihn, von denen wir auf gesetzlichem Wege Gebrauch machen können.“

Ich habe die Akten zu Ihrer näheren Information mitgebracht; wenn Sie es wünschen, lese ich Ihnen die betreffenden Paragraphen vor.“

„Ich kenne sie“, erwiderte der Baron mit einer raschen ablehnenden Handbewegung, „aber lassen Sie die Akten hier, ich will sie gelegentlich noch einmal durchlesen. Sie glauben also, daß die Entlassung meiner Schwägerin von keiner schwerwiegenden Bedeutung ist für mich?“

„Wenn Sie meinen Rath befolgen, nein! Schreiben Sie ihr oder machen Sie ihr persönlich einen Besuch, zeigen Sie sich persönlich, in den Augen der öffentlichen Meinung wird Ihnen das von großem Vortheil sein. Sollte die Baronin wirklich ihre Wohnung hier nehmen, was ich nicht glaube, so werden sich wohl Mittel finden lassen, sie aus diesem Hause wieder zu verdrängen. Die Annahme Ihres Vorschlages würde überdies den Prozeß unmöglich machen; ich verhehle Ihnen nicht, daß Ihnen dadurch viel Ärger und Aufregung erspart bliebe.“

Der Baron hatte vor seinem Schreibtisch Platz genommen, er stützte sein Haupt auf den Arm und blätterte eine Weile in den Akten, die er endlich unwillig bei Seite schob.

„Dieses Majorat mit all seinen Familiengesetzen und vererbten Rechten ist eine Ungerechtigkeit, die schon von Generation zu Generation forterbt“, sagte er. „Dem Staate zum Segen, den einzelnen Familien aber zum Unheil! Was kann ich dafür, daß ich der zweitgeborene Sohn bin? Der Erstgeborene wurde durch die Familiengesetze ein reicher Mann, ich hatte nichts, außer einer kleinen Rente, die mir kaum erlaubte, standesgemäß zu existiren. Immer war es nur ein Darboren, der sich mit Glücksgütern überschüttet sah, während alle übrigen Mitglieder der Familie den Bettelstab in der Hand hatten. Nach dem Tode meines Bruders wurde ich hier Vormund und Verwalter; wer kann es mir verargen, wenn dieser plötzliche Glückswechsel mich blendete? Wer findet etwas Befremdendes darin, daß ich dieses Glück für immer festzuhalten wünschte? Ich wählte den einfachsten Weg, ich warb um die Hand meiner Schwägerin, ich wäre ihr ein aufmerksamer Gatte, ihrem Sohne ein guter Vater geworden. Sie lehnte meinen Antrag ab, es geschah in einer Weise, die mich tief verletzte und beleidigte. Nun habe ich selbst ein Kind, an dem ich mit inniger Liebe hänge, und diese Liebe zwingt mich, festzuhalten, was ich besitze, damit der Reichtum in dem mein Kind aufgewachsen ist, ihm gesichert bleibt. Was bliebe mir und meiner Tochter, wenn ich das Feld räumen müßte? Wir wären beide abhängig von der Gnade eines Mannes, den ich hasse, wir müßten von Almosen leben, solchem Leben zöge ich den Tod vor, der Gedanke an die trostlose Zukunft meines Kindes würde mir Folterqualen bereiten. Nein, Herr Notar, alles andere, nur das nicht! Wir müssen mit allen Mitteln den Kampf durchkämpfen, sollten wir dabei auch hart an der Grenze des Verbrechens vorbeistreichen! Ich kann nicht anders, ich will mein Kind glücklich wissen, müßte ich auch mein Leben für die Erfüllung dieses Wunsches hergeben!“

Er hatte die letzten Sätze mit gedämpfter Stimme gesprochen, sie klang auch nur heiser, jetzt sprang er von seinem Sitz empor, um abermals mit großen Schritten das Zimmer zu durchkreuzen. Ein triumphirendes Zucken umguckte die Lippen des Notars, diese Erklärung kettete den Baron nur noch fester an ihn.

„So lange der Erbe nicht zurückkehrt, haben wir nichts zu befürchten“, erwiderte er beruhigend. „Ist der gesetzliche Termin verstrichen, so beantragen wir die Todeserklärung, so sind und bleiben Sie der rechtmäßige Majorats Herr.“

„Und wann kann diese Todeserklärung ausgesprochen werden?“

„Wir müssen damit noch drei Jahre warten. Das Gesetz bedingt zehnjährige Abwesenheit nach erfolgter Großjährigkeit.“

„Drei Jahre!“ sagte der Baron tief aufathmend. „Eine lange, lange Zeit!“

„Die ja auch verstreichen wird, Herr Baron, Sie müssen Geduld haben.“

Der Kammerdiener trat in diesem Augenblicke ein, er meldete, daß die Suppe aufgetragen sei.

„Es ist gut, wir werden gleich kommen“, nickte der Baron, dann wandte er sich wieder zu dem Notar, der vor den Spiegel getreten war, um die rebellische Halsbinde zurechtzurücken.

„In Gegenwart meiner Tochter darf diese Angelegenheit nicht erwähnt werden“, sagte er, einen befehlenden Ton anschlagend, „meinem Kinde soll alles ferngehalten werden, was den Sonnenschein seines Lebensfrühlings trüben könnte.“

„Wie Sie befehlen!“ nickte der Notar. „Fürchten Sie aber nicht, daß die Dienerschaft —“

(Fortsetzung folgt.)

Martino.

Erzählung von Rudolf Elch.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Vier Jahre lang hatte ich schon als achtjähriges Wunderkind die Bewohner großer und kleiner Städte durch ein Duzend fest eingepackter Klavierstücke in Verwunderung gesetzt, da schleppte mich mein Onkel nach einem rheinischen Städtchen, in dem am Tage unserer Ankunft gerade Kirmes gefeiert wurde. Wir fanden die Gasthöfe mit Fremden überfüllt und mußten endlich nach langem, vergeblichem Umherwandern noch froh sein, als mein Onkel in einer Portiersloge sein Nachtlager erhielt und ich in einer hochgelegenen, engen Mansarde. Da ich von den Reifestrapazen völlig erschöpft und schlaftrunken war, so richtete ich, nachdem ich das Stübchen betreten hatte, meine Blicke nur auf das Bett, entledigte mich hastig meiner Kleider, verließ das flackernde Calglätt und warf mich aufs Lager, wo ich auch bald in einen tiefen Schlaf versank.

Ich hatte einen wüsten Traum, der mich aufs dunkle, wogende Meer versetzte. Dort befand ich mich auf dem Verdeck eines sinkenden Schiffes unter heulenden, kämpfenden Menschen, die einem Rettungsboot zustrebten. Entsetzt klammerte ich mich an den Arm meines Onkels, der gleichfalls dem Boot zudrängte, und flehte ihn an, mich zu retten. Er aber schüttelte mich hastig ab und warf mich mit dem oft gehörten Zuruf: „Junge, sei doch nicht so furchtsam!“ zu Boden.

Bei diesem Sturz schreckte ich aus dem Schlaf auf und hatte im ersten Augenblick die seltsame Empfindung, als setze mein Traum sich im Wachen fort. Mir war es, als schwanke das Lager unter mir, als umtönten mich freischwebende, heulende Stimmen. Der Mond schien durchs Mansardenfenster, und während ich seinem bleichen Licht folgte, schien es, als werde neben oder unter mir in krächzenden, brummenden Tönen eine Walzermelodie gespielt und diese durch heftiges Stampfen und Schreien stellenweise übertönt und unterbrochen.

Plötzlich rann ein Schauer des Entsetzens durch mein Blut. Ein Mondstrahl war neben meinem Bett in den dunklen Winkel der Mansarde gefallen, und hier wuchs vor meinen Augen eine braune, behaarte Hand aus dem Boden, deren Finger sich wie Krallen spreizten, um einen Gegenstand zu würgen. Eine Sekunde lang starrte ich — wie gelähmt — auf diese gräßliche Erscheinung, dann stieß ich einen gellenden Schrei aus, sprang aus dem Bett und stürzte auf den schwach erleuchteten Gang, wo ich ohnmächtig zusammenbrach.

Als ich wieder zu mir kam, vernahm ich die Worte: „Aber Marijgebülche, Du hältst dem jungen Menschen doch sage müße, daß dich immer ihm die Musikanten zum Tanz aufspiele.“

Die Erklärung jener Erscheinung, die ich unter dem Eindruck des schrecklichen Traumes und der betäubenden Geräusche für eine nach meinem Halbe tastende Geisterhand angenommen hatte, gab mir jetzt die gutmütige Wirtin. Unter meinem Schlafraum befand sich ein Tanzsaal, an dessen niederer Decke ein Balkon in der Weise angebracht war, daß die Musikanten, wenn sie aufrecht standen, mit dem Scheitel die Decke berührten. Dies hatte zur Folge, daß der Kontrebaßist seine langhalsige Bassgeige nur bearbeiten konnte, wenn ein Loch für den Geigenhals in die Decke gebrochen wurde. Dieser aber reichte bis in die von mir bewohnte Mansarde, und die Hand, die mich so furchtbar erschreckt hatte, gehörte dem Musikanten auf dem Balkon, der die große Bassgeige spielte; sie bewegte sich vom Tanzsaal bis in die Mansarde auf dem Greiffbreit auf und nieder, ohne jede mörderische Absicht. Die Wirtin gab diese Erklärung mit lachendem Munde ab, ich aber lachte nicht; denn als ich sprechen wollte, fühlte ich, daß meine Zunge gelähmt war. Von dieser Nacht ab stotterte ich.

Martino, der sich neben mich auf den Dünensand gelagert hatte, schlenkerte einen Stein ins Meer und fuhr dann in neröser Hast fort: „O, wie viel Hohn, wie viele Demütigungen hat mir dies Gebrechen eingebracht, und wie viele Illusionen sind unter meiner stotternden Zunge zertrümmert! Oft scheint es mir, als habe das Schicksal boshafter Scherz mit mir getrieben. Ich besitze — um nur einen Beweis anzuführen — ein hervorragend akustisches Gedächtnis und erlerne fremde Sprachen mit Leichtigkeit, allein ich kann das Erlernte nur stotternd gebrauchen.“

Bald nach jener nächtlichen Begegnung mit der unheimlichen Musikantenhand starb mein Onkel, und ich kam endlich aus dem achten Jahr heraus und in ein Konservatorium für Musik hinein. Mit Eifer nahm ich meine Musikstudien auf, und da ich Tag für Tag seitens roher Mitschüler Neckereien ausgefetzt war, so zog ich mich von diesen zurück und suchte meine Kenntnisse zu bereichern. Aber auch die gewöhnlichen Vorkommnisse des Lebens boten mir Steine des Anstoßes.

(Schluß folgt.)



Bu Rheinsberg.

Es saß der alte Feige
Zu Rheinsberg einst beim Mahle;
Die Speisen schmeckten herrlich,
Hell klirrten die Pokale.
Doch heller klang das Lachen
Der vielen frohen Gäste.
Die Feig geladen hatte
Zu diesem lustigen Feste.

„Franz!“ — ruft mit einem Male
Der königliche Zecher
Und wirft ein großes Goldstück
In jenes vollen Becher.
„Franz!“ — ruft er darauf wieder,
Indem er heimlich lacht,
„Das Goldstück da ist meines,
Wenn einen Wiß er macht!“

„Jetzt gleich — hier auf der Stelle!
Nun, Franz? Ha! Kam er's nicht?“ —
Doch der sagt unverzüglich
Mit freudigem Gesicht:
„Zwei Götter können niemals
Zusammen sich vertragen;
Drum Pluto in den Beutel
Und Bacchus in den Magen!“



Die billige Zecher. Wie man für wenig Geld gut speisen kann, das zeigte jüngst ein hungriges Gaunerpaar in einem vielbesuchten New Yorker Restaurant. Vorausschicken ist, daß in den amerikanischen Restaurants die Zecher nicht von den Kellnern einkassiert wird, sondern der Gast erhält von diesen — meist gegen das Ende der Mahlzeit (wie dies auch vielfach in Paris üblich) — seine Rechnung in Gestalt eines Zettels, „Check“ genannt, worauf der Betrag der Zecher entweder handschriftlich oder durch Perforierung vorgegedruckter Ziffern vermerkt ist. Beim Weggang wird der Betrag des Checks an den Kassierer bezahlt, dessen Pult sich gewöhnlich dicht an der Eingangstür befindet. Diese Einrichtung, die dem Gaste, wenn er nicht außerordentlich freigebiger Natur ist, auch meist das Trinkgeld erspart, wurde von den beiden Hand in Hand arbeitenden Gaunern in genialer Weise ausgenutzt. Es war um die lebhafteste Mittagszeit, als der eine derselben das Lokal betrat und sich an einem der langen Tische dort niederließ. Kurz darauf trat auch der zweite ein und setzte sich seinem Komplizen, den er nicht zu kennen schien, gegenüber. Der erste bestellte ein opulentes Diner, das aus dem Besten bestand, was die Speisekarte aufwies, und beim letzten Gange legte der Kellner dem Gaste diskret einen Check von 1 Dollar 35 Cents neben den Teller. Der zweite verbrachte eine Viertelstunde damit, die Speisekarte zu studieren, entschied sich schließlich für ein Schinkenbrot und erhielt damit seinen Check im Betrage von 10 Cents, den er vor sich auf dem Tische liegen ließ. Nummer eins hatte unterdessen mit einem wahren Heißhunger gegessen und hatte seine Mahlzeit noch vor Nummer zwei beendet. Er erhob sich, setzte seinen Hut auf und nahm gelassen den 10 Cent-Check seines Gegenübers zu sich. Mit der ruhigsten Miene von der Welt zahlte er dem Kassierer am Eingange den geringfügigen Betrag und entfernte sich. Bald darauf hatte auch Nummer zwei, der, anscheinend in die Zeitung vertieft, sehr langsam gäh, sein Schinkenbrot verzehet. Er schickte sich an, zu gehen und ergriff den vor ihm auf dem Tisch liegenden Check, um sofort mit einer Miene der höchsten Ueberraschung den Kellner herbeizurufen. Dieser faßte wohl sofort Verdacht auf das verschwundene Gegenüber des Gastes; aber der letztere war vollkommen im Recht, wenn er sich weigerte, für ein Schinkenbrot die horrend Summe von 1 Dollar 35 Cents zu bezahlen, und dem Kellner blieb nichts anderes übrig, als dem Manne einen neuen Check für 10 Cents auszustellen. Befriedigt bezahlte dann auch Nummer zwei seine 10 Cents an der Kasse und verduftete. Die beiden waren vorher von einigen Gästen, wie sich später herausstellte, in eifriger Konversation vor dem Restaurant gesehen worden; aber man konnte ihrer, als man dem Schwindel auf die Spur kam, nicht mehr habhaft werden. Jedenfalls ist anzunehmen, daß die beiden sich nachher wieder trafen, und daß dann die Reihe, sich saftzuziehen, an Nummer zwei kam.

Schnelles Advancement. Bei einer der letzten Reunen, die Napoleon I. zu Ende des Jahres 1814 hielt, überraschte er nachdenklich die Schar seiner Tapferen. Plötzlich bemerkte er einen alten Soldaten, der kein anderes Abzeichen als das eines Sergeanten trug und dessen verbranntes Gesicht, dessen blühende Augen und dessen kühne Haltung ihm bekannt schienen. Der Kaiser winkt ihm, vorzutreten, und schädeln, erdrönd tritt der tapfere

Graubart vor. Teilnehmend fragt ihn der Kaiser nach seinem Namen, da er ihn vor langer Zeit gesehen, ohne sich der näheren Umstände zu erinnern. „Noël, Euer Majestät,“ war die Antwort. — „Und wo bist Du her?“ fragte er weiter. — „Aus Paris.“ — „Warst Du nicht mit in Italien?“ — „Ja, Sire, ich war auf der Brücke von Arcole.“ — „Dort bist Du Sergeant geworden, wie ich mich erinnere.“ — „Ja, Sire, bei Marengo.“ — „Und seitdem?“ — „Seitdem?“ wiederholte Noël wehmütig, „seitdem — nichts weiter; ich war bei Austerlitz, bei Wagram, bei allen Schlachten!“ — „Das habe ich von Dir erwartet. Standest Du auf den Eisten der Ehrenlegion?“ — „Ja, Sire, jedes Jahr.“ Der Kaiser wendet sich an den Obersten des Regiments; er erkundigt sich nach Noël und erfährt, daß er einer jener besonnenen, tapferen Soldaten ist, deren stilles Verdienst gewöhnlich den Ausgang der Schlachten entscheidet. Ueberall hatte er sich ausgezeichnet, und da er nie begehrt, wurde er immer vergessen. Napoleon empfand die Ungerechtigkeit und wollte sie glänzend wieder gut machen. „Nimm das Kreuz, Freund Noël,“ sprach er, indem er das eigene von der Brust löste, um es an der des Soldaten zu befestigen; dann schlugen die Tamboures auf ein Zeichen des Obersten einen Wirbel, während die ganze Kolonne in erwartungsvollem Schwiegen dasteht. Der Oberst führt den Sergeanten vor das Regiment und ruft mit lauter Stimme: „Im Namen des Kaisers! Der Sergeant Noël ist zum Unterleutnant ernannt!“ Jener, überrascht, will zum Kaiser eilen, um seinen Dank auszusprechen; doch dieser steht ruhig und unbeweglich, als ließe er nur das Recht walten, ohne einen weiteren persönlichen Anteil daran zu nehmen. Dann winkt er dem Obersten; der schwingt den Degen, die Trommeln wirbeln aufs neue und er ruft mit lauter Stimme: „Im Namen des Kaisers! Der Unterleutnant Noël ist zum Oberleutnant ernannt!“ Der alte Krieger will sich dem Kaiser zu Füßen stürzen, allein der Oberst winkt zum dritten Male. Die Trommeln ertönen, zum dritten Male ruft der Oberst: „Im Namen des Kaisers! Der Leutnant Noël ist zum Kapitän in seinem Regiment ernannt!“ Während der brave Noël bleich, atemlos, mit überströmenden Augen wie die Bildsäule erstarrt dasteht, heftete der Kaiser seinen ernststen, ausdrucksvollen Blick auf ihn; und indem er ihm mit der Hand einen stummen Gruß zuwinkte, sprengt er, von seinem Generalsstab umgeben, weiter.



Auf der Puszta. Den interessantesten Zweig der ungarischen Viehzucht bilden die Pferde, und eine der populärsten Volkstypen ist der Eftos, ihr Hirte. Die Kestetics, Esterhazy, Andrássy, Karolyi, Szekenyi und andere Magnaten züchten die halbwildern Pferde zu hunderten und tausenden, und sie haben sich zu einer Art Gesellschaft vereint mit dem Sitz in Budapest, welche den Bedarf der Balkanstaaten sowie Italiens deckt. Ihre Pferdmaterial verbessert sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Die meisten der Herren sind auch Vollblutzüchter, und nun senden sie jene Pferde ihrer Vollblutgestüte, die ihnen hier nicht gut genug erscheinen, in die Puszten, wo durch Kreuzung des Vollblutes mit dem ungarischen Landschlag eine Art Halb- oder „Viertel“-Blut entstanden ist, das in Formen, Gängen und Leistung ein Idealpferd genannt werden muß. Frei und ungebunden bewegt sich die Herde bei Tag und Nacht, im Regen und Sonnenschein auf der Puszta, und betritt man eine Anzäunung, in welche die Pferde hie und da zusammengetrieben werden, so ist man gar bald von einigen Dutzend junger Füllen so umringt, daß die Liebholungen sehr schnell unbequem werden. Einige neugierige alte „Damen“ gesellen sich noch hinzu, denn sie wissen genau, daß ihnen kein Leides geschieht. Ganz plötzlich aber ändert sich das Bild; der Leiter dieses großen Gestüts hat einige Stücke der Herde, die nahezu vier Jahre in ungebundener Freiheit gelebt zum Dienste bestimmt, und das Einfangen derselben soll gerade jetzt erfolgen. Fühlt die Herde instinktiv die drohende Gefahr? Fast scheint es so, denn kaum naht der Gestütsmeister mit dem Lasso, so geht ein nervöses Zucken durch die tausend Pferdebeine, und sowie die Wurfchlinge dem ersten Opfer um den Hals fliegt, rast die ganze Gesellschaft, einige erfahrene alte Stammväter ausgenommen, davon. In diesem Augenblick heißt es es anpassen. Vier, fünf Arbeiter stehen zur Hilfe bereit, sie haben im Moment den Strick mit erfasst — eine, zwei Minuten gewaltigen Kampfes, und die würgende Schlinge zwingt den Gefangenen zur Ruhe. Schnell ist das alte Reitpferd des Eftos dem Gefangenen zur Seite gebracht, ihm wird das zweite Ende des Lassos um den Hals gelegt und so die Reise nach dem Gestütshof angetreten. Das ist eine harte Arbeit für beide Tiere, die nahezu halb erwürgt sind, ehe der Eingefangene ruhiger wird. Dann kommt für den Sohn der Freiheit eine harte Zeit, bis er nach einem Vierteljahr etwa von der Kultur befreit ist, so daß er die höhere Schule im Geschirr oder unter dem Sattel beginnen kann, nach deren Absolvierung er zumeist ein vielbewundertes Exemplar seiner Gattung bildet, da fehlerhaftes Material selten aus diesen Gestüts auf den Markt gebracht wird.

Wirthschafts-Üebnahme.

Dem verehrten Publikum und Nachbarschaft zur Nachricht, daß ich meine

Wirthschaft „Zum Sedan“

von heute an wieder selbst übernommen habe und dieselbe in der früheren Weise weiterführe.

Empfehle ein vorzügliches Glas Kronenbier, reine Weine, sowie warme und kalte Speisen zu jeder Tageszeit und bitte um gütigen Zuspruch.

NB. Die Lokalitäten sind vollständig neu renovirt.

Achtungsvoll

Heinrich Kredel,

„Zum Sedan“. 3064

Gasthaus u. Restaurant zum Ratskeller,

Marktplatz, Radesheim, Marktplatz.

Allen Freunden und Bekannten, sowie einer verehrlichen Bürgerschaft von Radesheim diene hiermit zur gest. Nachricht, daß ich die

Restauration zum Ratskeller,

verbunden mit Gasthausbetrieb, belegen am Marktplatz in Radesheim, übernommen habe.

Neben einem Glas vorzügliches Lagerbieres nach Pilsener Art der Kronen-Brauerei empfehle ich garantirt reine Naturweine im Glas und Flaschen in reichhaltiger Auswahl, sowie eine vorzügliche kalte und warme Küche zu jeder Tageszeit, insbesondere billige und preiswürdige Frühstücke, sowie nach Wunsch zu arrangirende Mittag- und Abendplatten.

Es soll mich freuen, meine verehrlichen Gäste jederzeit aufs beste bewirten zu dürfen und bitte um geneigten Zuspruch.

Radesheim im Januar 1905.

3934

Hch. Wilh. Meininghaus,

früher Restaurateur im Kaiser-Automat in Wiesbaden.

Geschäfts-Gröfßung

43 Hellmundstr. 43

Mache hiermit das werthe Publikum aufmerksam, daß ich von heute ab mein

Möbelgeschäft

sowie Möbellager in dem Hause

43 Hellmundstraße 43

eröffnet habe. Empfehle alle Arten Möbel, sowie Polsterarbeiten zu den billigsten Preisen.

3124

Joh. Ernst.

Offertir

prima Fleisch- u. Wurstwaaren

feinste Cervelatwurst, Pfd. 95 Pfg., ff. Salami, Pfd. 90 Pfg., ff. Sardellenbierwurst, Pfd. 85 Pfg., Probefischen, enth. 8 Pfd., verschiedene, nur beste Wurstsorten zum Aufschnitt 7 Mt., Schlesiache Sausbratwurst, Pfd. 80 Pfg., poln. Anoblauchwurst, Pfd. 70 Pfg., ff. Lachs- und Hohlhinken, sowie Rauchfleisch zu billigsten Preisen. Versand legen Nachnahme.

275

Henmarkt, Schles.

A. Schwope, Wurstfabrik

mit elektr. Betriebe

Meine Wohnung und Kleinverkauf in Kohlen u. sonstigen Brennmaterialien befindet sich jetzt Hermannstr. 17.

Mein Geschäftsbetrieb an der Dohheimerstr. bleibt wie seither derselbe. Alle Sorten Kohlen und Brennmaterialien werden zu billigsten Preisen geliefert.

Fr. Bartels,

Hermannstraße 17.

Dohheimerstr. 101b.